

HEYNE <

MIRIAM COVI

Sommer
in
Atlantikblau

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

Originalausgabe 05/2018

Copyright © 2018 by Miriam Covi

Copyright © 2018 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Redaktion: Diana Mantel

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München

unter Verwendung von © Westend61/GettyImages

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-453-42213-1

www.heyne.de

*Für meine Eltern.
Danke für all die zauberhaften Sommer
meiner Kindheit und Jugend, die ich in
Nova Scotia verbringen durfte.
Ohne euch gäbe es diesen Roman nicht.*

Kapitel 1

Der Film hat gerade erst begonnen, und trotzdem kann ich mich nicht mehr darauf konzentrieren. Schuld daran ist allerdings nicht meine Mutter, die sich wegen ihrer Flugangst bei jedem noch so geringen Ruckeln der Boeing 777 in meinen Arm krallt, sondern ihre Tante Charlie.

Ich habe die Verfilmung von »Message in a Bottle«, die auf dem kleinen Bildschirm vor mir läuft, schon Dutzende Male gesehen, schließlich bin ich ein Riesen-Fan von romantischen Liebesgeschichten aller Art – darum schreibe ich ja auch so gern welche. Heute schweifen meine Gedanken allerdings bereits am Anfang ab, als Robin Wright Penn am Strand entlangjoggt und die Flaschenpost im Sand findet, denn sofort sehe ich einen anderen Strand vor mir: den Strand, den ich neulich nachts entlanggelaufen bin, meiner Großtante auf den Fersen. Zwar nur in meinem Traum, aber es fühlte sich so echt an – fast glaube ich sogar jetzt noch, den feuchten Sand unter meinen Füßen zu spüren, dann höre ich mich wieder Tante Charlies Namen rufen, während sie auf eine felsige Halbinsel zuläuft. Und das in einem Outfit, das so typisch war für meine lebensfrohe Großtante: Rosafarbene Cargohosen, eine mintgrüne Bluse mit einem Muster aus Kolibris (in Knallpink!) und dazu ihren geliebten Cowboyhut aus Stroh auf dem Kopf. Den trug sie gern an heißen Sommertagen, und vor allem Papa konnte sich bei diesem Anblick nie ein leicht irritiertes Kopfschütteln verkneifen.

Ich schließe meine Augen und atme tief durch, denn immer

wieder schweifen meine Gedanken von dem Film ab und hin zu Charlie. Genau heute vor einer Woche ist meine geliebte Großtante, die auch meine Patentante war, im Alter von fünfundachtzig Jahren an den Folgen eines Schlaganfalls gestorben. Drei Tage später habe ich unter Tränen ihre Lieblingsblumen – tiefviolette Lupinen, die ich nur unter größter Mühe in Düsseldorf hatte aufreiben können – auf ihr frisches Grab gelegt. Und bereits am Tag darauf sind meine Mutter, meine Schwestern und ich ins Flugzeug gestiegen, um über den Atlantik nach New York zu fliegen. Schließlich war das Tante Charlies letzter Wunsch.

Ich muss daran denken, wie zerbrechlich Charlie aussah, als sie am Abend vor ihrem Tod in ihrem Krankenhausbett lag und mir stolz einen weißen Umschlag überreicht hat.

»Hier, Lottchen. Die habe ich neulich im Reisebüro abgeholt.«

Ratlos öffnete ich den Umschlag und zog vier Flugtickets heraus. »DUS – JFK«, las ich perplex die Flughafencodes vor.

»Das sind vier Tickets nach New York«, erklärte meine Großtante, und auf ihrem blassen Gesicht lag ein zufriedenes Lächeln. Was kaum zu glauben war, schließlich war sie an eine ganze Batterie von Hightech-Geräten angeschlossen.

»New York«, wiederholte ich verständnislos. »Was ...?« Mein Blick flog über die Namen auf den Tickets: Erika Seliger, Luise Seliger, Sophie Friedrich und zu guter Letzt Charlotte Seliger, also meine Wenigkeit.

»Charlie – du hast für Mama, für meine Schwestern und mich Flüge nach New York gebucht?«

Tante Charlie nickte und wirkte merkwürdig glücklich. »Am Samstag geht's los.«

Besorgt ließ ich die Tickets sinken. »Dir geht es wirklich nicht gut, hm?«, murmelte ich und griff nach ihrer Hand, wobei ich genau darauf achtete, die Kanüle in ihrem Handrücken nicht zu berühren.

»Ach, so ein Unsinn!« In den grünen Augen meiner Patentante, die meinen so ähnlich waren, flammte ihr altes Temperament auf. »Jetzt tu bloß nicht so, als sei ich plötzlich senil! Ich weiß noch sehr wohl, was ich mache, und diese Tickets habe ich bereits vor einigen Tagen im Reisebüro besorgt, also lange vor diesem dummen kleinen Schlägchen.«

Als sie das Ganze so verniedlichend »Schlägchen« genannt hat, musste ich trotz allem lächeln. Tante Charlie schien in der Tat erstaunlich gut drauf zu sein für jemanden, der kurz zuvor beim Yoga zusammengebrochen war. Ja, Charlie machte in ihrem Alter nach wie vor Yoga. Nur deshalb sei sie überhaupt fünfundachtzig geworden, behauptete sie stets.

»Und wieso schenkst du uns Flugtickets nach New York?« Ich fühlte mich ein wenig überfordert von dieser bizarren Situation.

»Ich schenke sie vor allem *dir*«, erklärte Charlie mit Nachdruck.

»Aber ich kann doch jetzt nicht einfach nach New York fliegen – es sind nicht einmal mehr drei Wochen bis zu meiner Hochzeit!«

»Eben«, erwiderte sie in aller Seelenruhe. »Das soll deine Junggesellinnen-Abschieds-Reise werden. Du hast doch immer davon gesprochen, mal nach New York zu wollen, und darum dachte ich, das wäre eine schöne Gelegenheit.«

»Aber – warum nicht mit Lennart?«, fragte ich ungläubig. Was ich eigentlich fragen wollte, war: »Wieso um alles in der Welt willst du, dass ich gemeinsam mit Mama und meinen Schwestern Urlaub mache? Bist du von allen guten Geistern verlassen?«

Nicht, dass ich ein besonders schlechtes Verhältnis zu meiner Mutter und meinen Schwestern hätte. Trotzdem wäre ich nicht im Traum darauf gekommen, mit allen dreien gemeinsam Urlaub in New York zu machen, und das nicht nur wegen Mamas Furcht vor Flugzeugen, Großstädten, Terroranschlägen und quasi allem anderen. Nein, auch meine Schwestern waren nicht unbedingt

von der pflegeleichten Sorte: Luise, die Älteste, war eine taffe Karrierefrau, die keine Gelegenheit ausließ, unsere Mutter – die »nur« Hausfrau war – zu kritisieren und ihren Frust an ihr auszulassen. Sophie dagegen war die verhätschelte Jüngste, die von Kindheitstagen an immer ihren Willen bekommen hatte und auch als Erwachsene nach wie vor darauf zählte, dass ihr bezauberndes Lächeln genügte, um ihre Wünsche durchzusetzen. Was in der Tat meistens funktionierte.

Zwar sah ich meine Familie regelmäßig, schließlich arbeitete ich, genau wie Papa und Luise, in unserem Familienbetrieb »Seligler Leuchtmittel GmbH«, wo auch Mama und Sophie hin und wieder vorbeiguckten. Aber richtige Familientreffen fanden selten statt, und das, obwohl wir alle in Düsseldorf wohnten. Mein Vater war ein ebensolches Arbeitstier wie seine älteste Tochter, weshalb die zwei quasi in der Firma wohnten – selbst an den Wochenenden (schließlich war er der Firmenvorsitzende und sie seine Stellvertreterin). Nur selten verließen sie ihre Büros, und wenn sich meine ganze Familie dann doch einmal zu einem gemeinsamen Essen zusammenfand, gab es häufig Dramen der ganz eigenen Art. Mama war zu diesen Anlässen meistens damit beschäftigt, ihrem Nesthäkchen jeden Wunsch von den Augen abzulesen und gleichzeitig so zu tun, als würden sie Luises ständige bissige Bemerkungen nicht verletzen. Ich hielt mich in der Regel diskret im Hintergrund, ließ die anderen ihre Kabbeleien austragen und trank ein Glas Prosecco für meine Nerven. Wirklich genießen konnte ich unsere Familientreffen nur dann, wenn auch Tante Charlie eingeladen war. Sie und ich, wir waren ein eingeschworenes Team, das sich bei diesen Gelegenheiten mit der Prosecco-Flasche in eine Ecke des Wohnzimmers verzog und kichernd über dies und jenes tratschte – natürlich besonders gern über die Macken meiner Familie. Mit Charlie an meiner Seite ertrug ich sämtliche familiäre Reibereien einfach besser, denn ihre witzigen Bemerkungen ließen mich hemmungslos

kichern, wenn ich sonst wohl eher nur über meine Familie die Augen gerollt hätte. Charlie und ich, wir hatten dieselbe Art von Humor, konnten uns über Kleinigkeiten dermaßen amüsieren, dass uns vor Lachen die Tränen kamen, und das nicht nur wegen des Proseccos. Papa nannte uns dann gern mit einem ratlosen Kopfschütteln »alberne Hühner«, aber das war uns egal. In solchen Momenten war Charlie nicht meine alte Großtante, sondern meine beste Freundin. Und wir waren nicht nur auf einer Wellenlänge, wir sahen uns auch ähnlich: Unsere Augen hatten denselben leuchtenden Grünton, der sonst bei keinem in der Verwandtschaft vorkam, und als Tante Charlie jünger war, war ihr Haar ebenso rostrot wie meines gewesen. Selbst wenn ich in der Schule mal wieder »Pippi Langstrumpf« genannt worden war (und das war noch das Netteste, was ich mir als Rothaarige so anhören durfte): Wenn ich mir alte Fotos von Tante Charlie ansah, auf denen sich ihre frühere rote Haarpracht noch nicht in das Silbergrau der späten Jahre verwandelt hatte, war ich stolz, wie meine Großtante auszusehen. Ich hatte sogar den Namen – Charlotte – von ihr, auch wenn ich meistens »Lotte« genannt wurde.

Aber leider wurde Charlie nur selten zu unseren Familienessen eingeladen, weil sie sich so oft mit meinem Vater in die Haare bekam. Die zwei waren grundverschieden und hatten zu allem unterschiedliche Meinungen, von Politik über Religion bis hin zu Sport. Wir wussten alle, dass Papa Charlies messerscharfen Verstand und ihre spitze Zunge zu fürchten gelernt hatte, allerdings hätte er natürlich nie zugegeben, dass er sie deshalb so selten einladen wollte. Seine Begründung lautete stattdessen, Charlie würde mit den Jahren immer schrulliger werden, und das sei ihm zu anstrengend. Das wiederum wollte Mama nicht so im Raum stehen lassen, deshalb schob sie stets hinterher: »Ludwig, das stimmt nicht! Charlie ist nicht schrullig. Sie ist speziell!«

Das traf es gut. Tante Charlie war speziell, und das war gut

so. Und das merkte man auch jetzt an ihrem Krankenbett, als sie nicht locker ließ.

»Ich bitte dich, Kindchen, du willst doch nicht ernsthaft deinen Bald-Ehemann auf deine Jungesellinnen-Abschieds-Reise mitnehmen?« Tante Charlie sah mich mit einem amüsierten Lächeln an. Ich hob hilflos die Schultern und seufzte. Bis eben hatte ich gar nicht daran gedacht, überhaupt so etwas wie eine »Jungesellinnen-Abschieds-Reise« zu machen.

»Aber die Flüge waren doch bestimmt schrecklich teuer«, warf ich noch hilflos ein. »Und wo sollen wir in New York überhaupt übernachten?«

»Im Waldorf Astoria sind zwei Doppelzimmer für euch gebucht.«

Mit offenem Mund starrte ich sie an. Das konnte doch nicht ihr Ernst sein. Nicht nur, dass es viel zu teuer war – ich war außerdem überhaupt nicht der Typ für Luxushotels wie das pickfeine Waldorf Astoria!

»Im Waldorf Astoria? Tante Charlie ...«

»Nun guck mich nicht an, als hättest du einen Geist gesehen«, lachte meine Großtante und tätschelte meine Hand. »Keine Sorge, ich habe noch genug Geld auf dem Sparkonto. Ins Grab kann ich die Kröten nicht mitnehmen, also verwöhne ich dich lieber jetzt noch ein bisschen.« Sie seufzte leise auf und murmelte: »Lottchen, ich bin schrecklich müde. Ich glaube, ich brauche jetzt ein bisschen Ruhe.«

»Natürlich«, sagte ich rasch und erhob mich von meinem unbequemen Stuhl. Ich beugte mich über Charlie und hauchte ihr einen Kuss auf die runzelige Wange. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, bevor ihre grünen Augen zufielen. Vorsichtig legte ich den Umschlag auf ihr Nachttischschränkchen. Ich konnte dieses Geschenk einfach nicht annehmen. Es war zu viel. Und es war ganz und gar unmöglich, ausgerechnet jetzt für ein paar Tage nach New York zu fliegen. Schließlich gab es noch so viel

vorzubereiten, bevor Lennart und ich heiraten würden! Nein, ich wollte die Tickets zurücklassen und am nächsten Tag, wenn Tante Charlie hoffentlich wieder fitter wäre, noch einmal mit ihr darüber sprechen. Sicher ließen sich die Flüge noch stornieren. Oder zumindest umbuchen. Vielleicht würde Charlie einsehen, dass es mehr Sinn machte, wenn ich nach unserer Hochzeit nach New York flöge. Mit Lennart. Und nicht mit meinen Schwestern und Mama. Gott bewahre!

»Nimm die Tickets mit, Lottchen«, holte mich Tante Charlies Stimme ein, als ich mich bereits vom Bett weggedreht und schon zwei Schritte auf die Tür zugemacht hatte. Ich hielt in meiner Bewegung inne und sah mich dann zu ihr um. Sie lag mit geschlossenen Augen in ihrem Bett, blass und schmal zwischen weißer Krankenhausbettwäsche und den ganzen furchteinflößenden Apparaten. Doch um ihre Lippen spielte ein winziges Lächeln. Ergeben ging ich zurück zu ihrem Nachttisch und griff nach dem Umschlag.

»Gute Nacht, Tante Charlie«, sagte ich leise, als ich das Zimmer verließ.

In jener Nacht träumte ich dann von ihr. Ich sah sie in ihren bonbonfarbenen Klamotten diesen halbmondförmigen Strand entlanglaufen, der so schön war, dass ich am liebsten stehen geblieben wäre, um mich genauer umzusehen. Doch Charlie lief äußerst zügig und zielstrebig, schien genau zu wissen, wohin sie wollte, sodass ich Mühe hatte, sie einzuholen. Immer wieder rief ich ihren Namen, aber die Brandung rollte donnernd an den Strand, wodurch sie mich nicht hören konnte. Als sie ein paar Felsen am Ende des Strands erreicht hatte, drehte sich Tante Charlie endlich zu mir um und lächelte mich an. Es war ein glückliches Lächeln, dachte ich noch, und ihre grünen Augen strahlten mich an. Aber da wandte sie sich schon ab und verschwand hinter der Spitze einer Landzunge. Als ich es endlich geschafft hatte, ebenfalls die Landzunge zu umrunden, sah ich auf der anderen Seite

bewaldetes Ufer und einen Leuchtturm. Doch meine Großtante war verschwunden.

Das Klingeln meines Smartphones weckte mich abrupt. Mit heftig klopfendem Herzen setzte ich mich im Bett auf, starrte kurz ins Dämmerlicht des Schlafzimmers und griff dann benommen nach dem Telefon auf meinem Nachttisch, das einen Anruf meiner Mutter anzeigte. Ich wusste bereits, was geschehen war, bevor Mama mir unter Tränen erzählte, dass sich das Krankenhaus gerade gemeldet hätte: Tante Charlie war vor einer Viertelstunde gestorben.

Kapitel 2

Das Flugzeug ruckelt wieder ein wenig, und Mamas Finger krallen sich fester in meinen Unterarm. Und noch fester. Ich unterdrücke einen Seufzer und wende mich wieder dem kleinen Bildschirm im Sitz vor mir zu, der jetzt die Szene zeigt, in der Robin Wright Penn ihren Kollegen den Brief aus der gefundenen Flaschenpost vorliest. Kurz versuche ich wieder dem Film zu folgen, doch ich bin zu unkonzentriert und verpasse sogar die Pointe, über die ich sonst immer lachen muss. Meine Gedanken schweifen wieder ab, und ich sehe auf einmal Lennart vor mir, wie er an jenem Morgen, nachdem ich von Charlies Tod erfahren hatte, neben mir auf der Bettkante saß. In typisch männlicher, leicht hilfloser Art hatte er versucht, mich zu trösten. Natürlich konnte ihm das nicht gelingen, dafür war ich zu aufgelöst. Er gab sich allerdings wirklich Mühe, nahm mich fest in den Arm und sagte all die Dinge, die man in so einer Situation eben sagt. Aber als ich ihm dann von meinem Traum erzählt habe, spürte ich seine Skepsis ganz deutlich, sogar ohne dass ich mein Gesicht von seinem gestreiften Pyjamaoberteil lösen musste, in das ich eben noch geheult hatte. Natürlich glaubte er nicht, dass ich den Tod meiner Großtante im Schlaf erahnt und in einem Traum verarbeitet hatte. Dazu war und ist er viel zu rational.

Selbst jetzt, auf dem Rückflug von New York, spüre ich erneut eine Welle der Enttäuschung bei dieser Erinnerung in mir hochschwappen. Dass der Mann, den ich bald heiraten will, nicht an meinen Traum glauben wollte, konnte ich ja irgendwie noch ver-

stehen. Wenn mir jemand so etwas erzählt hätte, wäre ich auch skeptisch gewesen, schließlich ist man einfach durcheinander und sehr sentimental, wenn ein geliebter Mensch stirbt. Aber dass Lennart überhaupt nicht nachvollziehen konnte, dass ich unbedingt Charlies letzten Wunsch erfüllen wollte, nagt sogar jetzt noch an mir.

»Tante Charlie hat mich gestern übrigens mit Flugtickets überrascht«, eröffnete ich Lennart an diesem Morgen nach der Todesnachricht, als ich schließlich mit verheulten Augen in der Küche saß und an einem Kaffee nippte. Er war am Abend zuvor mal wieder spät aus dem Büro gekommen, sodass ich, erschöpft von all der Aufregung um Tante Charlies Schlaganfall, schon geschlafen hatte. Deshalb hatte ich Lennart noch nichts von meinem Besuch bei ihr im Krankenhaus und von ihrem merkwürdigen Geschenk erzählt. »Für Mama, die Mädels und mich. Plus drei Nächte im Waldorf Astoria. Irre, oder?«

»Stimmt«, nickte Lennart langsam und schaute sich die Tickets, die ich auf den Küchentisch gelegt hatte, genau an. »Vollkommen irre. Hatte Charlie vielleicht schon vor ein paar Tagen einen Schlaganfall, ohne dass es jemand gemerkt hätte?«

»Quatsch«, entgegnete ich so entrüstet, als hätte ich diesen Gedanken nicht selbst gehabt, als meine Großtante mich mit den Tickets überrascht hatte. »Sie war bei klarem Verstand, als sie im Reisebüro war. In ihrem Stamm-Reisebüro, wohlgemerkt. Die kennen sie dort seit Jahrzehnten und hätten bestimmt keine Flüge für sie gebucht, wenn Tante Charlie unzurechnungsfähig gewirkt hätte.«

»Aber – du willst doch nicht ernsthaft am Samstag nach New York fliegen?«, hakte Lennart nach und sah mich an, als hätte ich komplett den Verstand verloren.

»Doch«, erwiderte ich und versuchte wie immer, dabei möglichst diplomatisch zu klingen, »ich denke, das wäre das einzig Richtige.« Mit einem Mal stand für mich hundertprozentig

fest, dass ich diese Reise antreten musste. Tante Charlie hatte es schließlich so gewollt.

»Das einzig Richtige? Ist das dein Ernst? Charlotte, es gibt vor unserer Hochzeit noch so viel zu organisieren! Du hast dich doch nach wie vor nicht einmal für die Farbe der Rosen in deinem Brautstrauß entschieden, oder? Und die Sitzordnung ist ein einziges Chaos. Wir müssen außerdem unseren Walzer üben, und ... ach, ich weiß schon gar nicht mehr, was alles noch! Mal ganz abgesehen davon, dass du deine Mutter und deine Schwestern nie im Leben dazu bringen wirst, einfach alles stehen und liegen zu lassen und über den Atlantik zu jetten, nur, weil deine Patentante – Gott hab sie selig – mal wieder eine ihrer merkwürdigen Ideen hatte!«

Doch genau das ist mir tatsächlich gelungen, was mich selbst am meisten überrascht hat.

Sophie und Mama habe ich noch am Tag von Charlies Tod in der Krankenhauscafeteria, in der wir uns nach Erledigung all der traurigen Formalitäten zu einem Kaffee zusammengefunden hatten, von der Reise nach New York erzählt.

»Du meinst, ich kann drei Tage in New York City ohne meine Familie verbringen? Und Flug und Hotel sind schon bezahlt?«, fragte Sophie und riss ihre hellbraunen Augen weit auf. Als ich nickte, sprang meine kleine Schwester von ihrem Stuhl auf, warf ihre Arme in die Luft und jubelte laut. Einige Besucher des Krankenhausrestaurants sahen sie irritiert an. Sogar Mama schüttelte den Kopf und warf ihrem Nesthäkchen über den Tisch hinweg einen für ihre Verhältnisse tadelnden Blick zu. Da wurde auch Sophie bewusst, dass unsere Großtante erst vor ein paar Stunden gestorben und ihr Verhalten darum ein wenig unangebracht war. Also setzte sie sich wieder, strich ihr Kleid glatt und sagte mit einem kaum unterdrückten Grinsen: »Na klar komme ich mit!«

Ich war wirklich verblüfft, weil Sophie einfach so bereit zu sein schien, ihre Familie allein zu lassen. Immerhin war ihr ältester

Sohn Mats gerade mal dreieinhalb Jahre, sein kleiner Bruder Fiete sogar erst dreiundzwanzig Monate alt.

»Wenn ich jetzt nicht mit euch nach New York fliege, werde ich diese Stadt womöglich niemals sehen«, meinte Sophie mit einem Schulterzucken, als sie meinen erstaunten Gesichtsausdruck bemerkte, und deutete dann auf ihre Fünf-Monats-Babykugel, in der mein dritter Neffe heranwuchs. »Wenn Nr. 3 erst einmal auf der Welt ist, werde ich nicht mehr so schnell irgendwohin fliegen. Ich bin ja schon froh, wenn ich mal allein auf die Toilette gehen kann.«

Mama wischte sich mit dem Handrücken über ihre rotgewein-ten Augen. Ich hatte sie lange nicht mehr so mitgenommen gesehen. Nachdem sie ihre Eltern schon vor Jahren verloren hatte, war Tante Charlie ihre einzige verbliebene Verwandte mütterlicherseits und gleichzeitig ihr Fels in der Brandung gewesen. Endlich sah sie mich über ihre Tasse hinweg an und sagte: »Ich komme natürlich auch mit, wenn Charlie das so geplant hat.« Sie holte zitternd Luft, nippte an ihrem Kaffee und fügte hinzu: »Ich hoffe nur, dass das Flugzeug nicht abstürzt.«

Blieb also noch Luise. Ich hatte keine große Hoffnung gehabt, dass es meine ältere Schwester überhaupt in Erwägung ziehen würde, diese Reise mit uns zu unternehmen. An Tante Charlies Todestag hatte ich sie nicht zu Gesicht bekommen und sie deshalb noch nicht auf das Thema New York ansprechen können. Also lief ich am folgenden Morgen nicht gleich in mein Büro, sondern machte einen kleinen Umweg und fuhr zuerst in den 5. Stock von unserem Familienunternehmen.

Genau wie ich hatte Luise BWL studiert – doch anders als ich hatte sie das mit echter Leidenschaft getan, sodass sie mit gerade fünfunddreißig Jahren bereits stellvertretende Vorstandsvorsitzende unseres Betriebs war. Da Luisens Leben ausschließlich aus Arbeit bestand, hatte sie natürlich auch ihren Mann Jens in der Firma kennengelernt. Nach ihrer Hochzeit war er zum Leiter

unserer Exportabteilung befördert worden, und weil sein Büro im selben Stockwerk wie Luisas lag, bestand für ihn die realistische Chance, seine Frau wenigstens hin und wieder zu Gesicht zu bekommen.

Auf Wunsch unseres Vaters hatte auch ich eine Stelle in unserer Firma übernommen. Doch meine Arbeit in der Marketingabteilung interessierte mich leider überhaupt nicht. Nicht, weil mir Marketing an und für sich keinen Spaß machte, denn eigentlich hätte ich in diesem Bereich meine kreative Ader durchaus ausleben können. Aber, ganz ehrlich: Glühbirnen waren einfach nicht mein Ding, und meine kreativen Einfälle im Hinblick auf die neuesten Leuchtmittel aus dem Hause Seliger hielten sich stark in Grenzen. Das wollte mein Vater, der die Firma bereits von seinem Vater übernommen hatte, allerdings nicht verstehen. Ich hatte mich Papas Vorstellungen von unserer Berufswahl aber auch nie widersetzt – im Gegensatz zu Sophie, die einfach Design studiert hatte. Nun, zumindest hatte sie das Studium begonnen. Bevor sie die Chance gehabt hätte, es zu Ende zu bringen, war sie im Alter von fünfundzwanzig Jahren mit Mats schwanger geworden, hatte ihren Freund Michael geheiratet und war seitdem vielbeschäftigte Ehefrau und Mutter.

Manchmal, wenn ich wieder über einer Werbekampagne für eine neue Glühbirne brütete, wünschte ich mir, ich hätte auch Sophies Mut gehabt und etwas studiert und dann später zum Beruf gemacht, was ich wirklich liebte: Schon als kleines Mädchen hatte ich nämlich Schriftstellerin werden wollen. Doch außer Tante Charlie hatte nie jemand wirklich an meine Leidenschaft oder mein Talent geglaubt, und so war ich einmal mehr den Weg des geringsten Widerstands gegangen und hatte etwas »Vernünftiges«, eben den Klassiker BWL, studiert, wie Papa es nannte. Also schrieb ich jetzt kleine Texte über Glühbirnen statt große Romane – obwohl mir bei jeder Gelegenheit Ideen für Geschichten durch den Kopf schossen.

Kaum war ich im Vorzimmer meiner Schwester angekommen, winkte mich ihre Assistentin, Frau Meyerhoff, schon durch – wie immer wirkte sie sehr gestresst, weil Luise ihr wahrscheinlich wieder hundert Aufträge gleichzeitig gegeben hatte. Meine Schwester blickte unwillig von ihrem Terminkalender auf, in der Hand den Telefonhörer, als ich ihr Büro betrat. »Was gibt es? Ich muss ein wichtiges Telefonat führen.«

»Guten Morgen«, sagte ich betont freundlich und blieb vor ihrem Schreibtisch stehen.

»Bist du nur vorbeigekommen, um mir einen guten Morgen zu wünschen? Dafür habe ich gerade echt keine Zeit, Lotte.« Ungeduldig trommelte Luise mit ihren Fingern auf die Schreibtischplatte, doch so schnell ließ ich mich nicht von ihr einschüchtern, schließlich kannte ich sie schon mein ganzes Leben lang. Meine ältere Schwester war schon früh ziemlich dominant und oft sehr anstrengend gewesen.

»Tante Charlie hat uns – also dir, mir, Mama und Sophie – am Tag vor ihrem Tod Flugtickets nach New York plus drei Übernachtungen im Waldorf Astoria Hotel geschenkt. Sie wollte, dass wir meinen Jungesellinnen-Abschied dort feiern. Abreise ist schon am Samstag. Kommst du mit?«

Ich erwartete, dass Luise mich genervt aus ihrem Büro schmeißen würde, mit dem Hinweis, sie habe keine Zeit für solche Schnapsideen. Doch stattdessen sah sie mich nachdenklich an, bevor sie mit ihrem Stuhl eine abrupte Vierteldrehung machte und aus dem bodentiefen Fenster ihres Büros starrte, ihre Handflächen vor der Brust aneinandergelegt, das Kinn auf die Fingerspitzen gestützt. Luises Denkerpose, wie Papa es gern nannte. Verdutzt fragte ich mich, ob meine ältere Schwester tatsächlich ernsthaft über New York nachdachte, oder ob ihr womöglich gerade ein wichtiger Einfall zu irgendeinem bevorstehenden Meeting gekommen war – die sehr viel wahrscheinlichere Option. Doch ehe ich weiter darüber nachgrübeln konnte, machte Luises

Drehstuhl erneut eine rasante Vierteldrehung, meine Schwester beugte sich über ihren Schreibtisch und blätterte in ihrem Terminkalender auf die nächste Seite, bevor sie zu meiner grenzenlosen Überraschung fragte: »Also Hinflug Samstag, Rückflug Dienstag?«

Ich nickte stumm und sah zu, wie sie mit einem gespitzten Bleistift etwas in ihren Kalender eintrug. Ohne mich anzusehen sagte sie: »Okay.«

»Okay?«, wiederholte ich verdattert. »Echt? Du kommst freiwillig mit?«

Nun sah mich Luise doch an, und zwar höchst ungeduldig. »Ja, na und? Ich will schon seit einer halben Ewigkeit nach New York, habe es aber zeitlich noch nie geschafft. Vier Tage Abwesenheit gehen gerade so, zumal ich ja über Skype an dem Meeting am Montag teilnehmen kann.«

»Aha«, sagte ich. »Schön, dass du mitkommst.«

»Mhmm«, machte meine Schwester, griff ohne ein weiteres Wort erneut nach dem Telefonhörer und begann ungerührt zu wählen, als sei ich nicht mehr da.

Damit war es also geklärt: Mama, Luise, Sophie und ich würden nach New York City fliegen – und das, obwohl Lennart alles andere als begeistert davon war. Bisher hatte ich in unserer zweijährigen Beziehung nie etwas gegen seinen Willen getan. Diesmal jedoch stand für mich fest, dass ich es Tante Charlie schuldig war, diese Reise anzutreten.

Und so sitze ich jetzt in diesem Flugzeug auf dem Weg zurück nach Deutschland und starre unkonzentriert auf den Bildschirm, obwohl dort inzwischen sogar Kevin Costner zu sehen ist. In meinem Magen macht sich mal wieder ein Knoten bemerkbar, weil ich an den Streit denken muss, den Lennart und ich vor meiner Abreise hatten. Warum er mir dieses Abenteuer nicht gönnen wollte, verstehe ich nach wie vor nicht. Lennart ist immer sehr vernünftig, selten spontan und wenig von Sentimentalitäten

geleitet. Mit anderen Worten: ganz anders als ich. Aber vielleicht hatte er auch einfach Angst, dass ich aus irgendeinem Grund nicht rechtzeitig zur Hochzeit zurücksein würde, überlege ich und muss plötzlich lächeln, als mir dieser Gedanke durch den Kopf wandert. Wenn dem so sein sollte, hat er sich völlig umsonst Sorgen gemacht, denn nun bin ich ja auf dem Rückflug nach Düsseldorf, und unserer Hochzeit in anderthalb Wochen steht nichts im Wege. Auf einmal freue ich mich unbändig auf ein Wiedersehen mit ihm. Vielleicht werde ich die sexy weiße Unterwäsche von Victoria's Secret, die ich für die Hochzeitsnacht gekauft habe, schon vorher tragen, um Lennart eine kleine Freude zu bereiten.

Abgesehen vom Shopping war unsere New-York-Reise übrigens sehr anstrengend – was natürlich an meiner Familie lag. Unser Besuch im Guggenheim Museum war exemplarisch für den ganzen Kurztrip: Meine schwangere Schwester hatte sich dort auf eine Bank vor einigen Gemälden gelegt und ungerührt ein Nickerchen gehalten, während Luise neben ihr mittels Skype an besagtem Meeting in unserer Firma teilgenommen hat. Unsere Mutter huschte währenddessen nervös um die beiden herum und hielt nach Wächtern Ausschau, die etwas dagegenhaben könnten, dass Museumsgäste schliefen oder Business-Meetings abhielten. Dafür wurde sie wiederum regelmäßig von Luise angepflaumt, der Mamas Unruhe auf die Nerven ging. In diesem Moment fragte ich mich zum wiederholten Mal fassungslos, warum um alles in der Welt Charlie gewollt hatte, dass ich mit meiner überängstlichen Mutter und meinen anstrengenden Schwestern nach New York flog. Gleichzeitig vermisste ich meine Großtante mehr denn je, und zwar nicht nur, weil ihr die Gemäldesammlung des Guggenheim sicher wahnsinnig gut gefallen hätte, schließlich hatte Charlie selbst begeistert gemalt. Nein, ich wünschte mir, sie und ich könnten uns, wie so oft, gemeinsam über das unmögliche Verhalten meiner Familie amüsieren. Stattdessen musste ich nun alles allein ertragen, und ohne Char-

lie konnte ich nicht wirklich über meine Sippe lachen. Viel lieber hätte ich ihnen ordentlich die Meinung gezeigt, weil sie mir nach nur drei Tagen Kurzurlaub bereits ungeheuer auf die Nerven gingen. Doch leider war mir die Rolle der ausgleichenden mittleren Schwester im Laufe der Jahre so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass ich mir kaum noch vorstellen konnte, auch mal theatralisch mit dem Fuß aufzustampfen, wie es Sophie gern tat, oder alle einen Kopf kürzer zu machen, ohne dabei nur mit der Wimper zu zucken, wie Luise. Nein, ich war stets diejenige, die versuchte, die Wogen zu glätten, während ich mich im Stillen umso mehr ärgerte.

Nur gut, dass diese Jungesellinnen-Abschiedsreise mit all ihrem Ärger nun fast vorbei ist, denke ich erleichtert, als mich Mama plötzlich aufgeregt am Ärmel meiner Strickjacke zupft. Mit einem ergebenen Seufzer ziehe ich einen meiner Kopfhörer aus dem Ohr. »Hast du gehört, was die Stewardess gerade gesagt hat?«, fragt sie mich atemlos.

»Welche Stewardess meinst du denn?«, erkundige ich mich nachsichtig. Mama fliegt höchst selten, und das merkt man ihr an.

»Na, die da vorn! Sie hat zu dem Herrn mit dem Vollbart gesagt, dass er nicht mehr auf die Toilette gehen solle, und sie hat dabei ganz hektisch gewirkt!«

»Sicher irgendwelche Turbulenzen«, vermute ich, als ich mich umsehe und merke, dass die Ansnallzeichen inzwischen wieder aufleuchten.

»Aber ich glaube, sie hat etwas von ›landing‹ gesagt«, beharrt Mama nervös.

»Mhmm«, murmele ich und tätschele Mamas Arm.

Doch meine Mutter lässt sich von meinem Getätschel nicht beruhigen, sondern erhebt sich halb von ihrem Sitz, um Luise in der Reihe vor uns auf die Schulter zu tippen.

»Was ist denn jetzt?«, höre ich meine Schwester zischen. Durch die Lücke zwischen den Vordersitzen kann ich erkennen, dass

auch sie sich einen Stöpsel aus ihrem Ohr zieht – allerdings sieht sie sich selbstverständlich keinen romantischen Film an. Sobald unser Flugzeug vom John F. Kennedy-Airport abgehoben hatte, hat Luise ihren Laptop aufgeklappt und seitdem konzentriert an einer Präsentation für unser Unternehmen gearbeitet. Und dabei hört sie natürlich keine Musik – nein, sie hat sich Ohropax in die Ohren gestopft, um nur ja nicht bei der Arbeit gestört zu werden.

»Hast du verstanden, was die Stewardess gerade zu dem Herrn da vorn gesagt hat?«

»Nein, Mama, habe ich nicht!«, fährt Luise unsere Mutter gereizt an und hält demonstrativ den Ohrstöpsel in die Höhe, bevor sie ihn zurück in ihr Ohr stopft und weiter in die Tastatur hackt, als wäre nichts geschehen. Mama reckt ihren Kopf, um zu erkennen, ob Sophie auf dem Fensterplatz neben Luise wach ist. Doch das scheint nicht der Fall zu sein, denn Mama sinkt gleich wieder zurück auf ihren Sitz und beginnt, aufgeregt an ihrer Halskette herumzunesteln. Es handelt sich um eine der zahlreichen Ketten, die Papa ihr im Lauf der letzten Jahrzehnte geschenkt hat, immer zu ihrem Hochzeitstag. So rational mein Vater sonst auch ist, stets mit dem Kopf bei seinen Glühbirnen – in dieser Hinsicht ist er tatsächlich ein Romantiker. Vor siebenunddreißig Jahren, zum ersten Hochzeitstag, bekam Mama im Spanienurlaub eine zarte Silberkette von Papa geschenkt – und von da an folgte Jahr für Jahr eine weitere Kette. Heute trägt sie das neueste Modell: eine elegante Perlenkette in schimmerndem Grau, das gut zur Farbe ihres halblangen Bobs passt. Und an der sie jetzt nervös weiterzerzt.

Ich wende meinen Blick von den Perlen ab und betrachte den Sitz vor mir, auf dem Sophie zu schlummern scheint, worüber ich nicht wirklich überrascht bin. Meine jüngere Schwester hat ausgerechnet die drei Tage in der Stadt, die niemals schläft, dazu genutzt, um endlich Schlaf nachzuholen: Abends ist sie so früh wie möglich ins Bett gefallen und morgens mit Ach und Krach

kurz vor 10.30 Uhr im Hotelrestaurant aufgetaucht, um noch etwas vom Frühstücksbuffet zu erwischen, bevor es abgeräumt wurde. »Ich habe immerhin zwei Kleinkinder zu Hause«, erklärte sie ungerührt, als Luise an unserem dritten Morgen mit einem Augenrollen fragte, ob wir nicht *ein einziges Mal* etwas früher zu unserer Sightseeing-Tour durch Manhattan aufbrechen könnten. »Ich bekomme sonst nie genug Schlaf. Dieser Kurztrip nach New York ist wie eine Mutter-Kur für mich.«

Und so genießt sie wohl jetzt noch ihre letzten Stunden ungestörten Schlafs – und auch ich möchte mich lieber wieder auf Schöneres konzentrieren. Gerade habe ich die Kopfhörer erneut in meine Ohren gesteckt, um mich ganz Kevin Costner zuwenden zu können, als sich eine Stewardess in Mamas und meine Sitzreihe beugt und auf Englisch sagt: »Würden Sie bitte Ihre Rückenlehnen senkrecht stellen? Wir setzen jetzt zum Landeanflug an.«

Hastig ziehe ich beide Ohrstöpsel heraus, denn anscheinend verstehe ich mit diesen Dingen nur Unsinn. Ratlos hake ich nach: »Entschuldigung – was haben Sie gerade gesagt? Wir landen? Aber wir sind doch erst vor zwei Stunden gestartet!«

»Es gibt eine unplanmäßige Zwischenlandung in Halifax, Nova Scotia«, erklärt die Stewardess kurz angebunden, bevor sie in der Reihe vor uns Luise auf die Schulter tippt und sie darauf hinweist, ihr Tischchen hochzuklappen und den Laptop während der Landung auszuschalten.

»Wie bitte? Warum?«, höre ich Luisens aufgebrauchte Stimme. »Wir haben doch noch gut sechs Flugstunden vor uns!«

Geduldig wiederholt die Stewardess, was sie uns auch schon gesagt hat: Dass wir zwischenlanden. Und zwar in irgendeinem Ort namens Halifax, der anscheinend in Kanada liegt, wie die Stewardess knapp erklärt, um schnell zur nächsten Sitzreihe weiterzugehen. Neben mir beginnt Mama, unruhig auf ihrem Sitz hin- und herzurutschen.

»Ich wusste es. Wir haben bestimmt eine Bombe an Bord!«

»Mama!«, höre ich Luise von vorn zischen. Ihr Kopf taucht zwischen den Vordersitzen auf. »Hör auf damit, du versetzt ja alle in Panik!«

Der blonde Haarschopf auf dem Sitz vor mir bewegt sich plötzlich auch wieder. Ich höre Sophie erst laut gähnen und dann fragen: »Was'n los?«

»Wir landen. Stell deine Rückenlehne senkrecht«, erklärt Luise knapp. An ihr ist wirklich ein Feldwebel verloren gegangen.

»Echt jetzt?« Sophie klingt mit einem Mal hellwach. »Wir landen schon? Wahnsinn, dann habe ich ja acht Stunden am Stück geschlafen!«

»Quatsch«, stöhnt Luise gereizt und verstaut ihren Laptop. Sie wird nicht gern bei ihrer Arbeit unterbrochen. »Wir sind noch längst nicht in Europa, sondern landen außerplanmäßig, und zwar irgendwo in der kanadischen Wildnis!«

Ja, die Frage ist nur: wo genau? Ich sehe aus dem Fenster und stelle fest, dass unter uns viel Wald ist.

Da knacken plötzlich die Lautsprecher, und man hört die Stimme des Flugkapitäns. »Wie Sie sicher gemerkt haben ...«, beginnt er auf Englisch, »... bereiten wir uns auf eine unvorhergesehene Zwischenlandung vor. Uns wurde soeben mitgeteilt, dass auf Island ein Vulkan ausgebrochen ist. Da Halifax der nächste Flughafen ist, werden wir zunächst dort landen und auf nähere Informationen warten. Bitte haben Sie Verständnis, Sicherheit geht vor. Vielen Dank.«

»Ach du meine Güte!«, sagt Mama aufgeregt. »Wo liegt denn dieses Halifax genau?«

»Ich bin mir nicht sicher«, gebe ich zu und wechsele den Kanal, sodass Kevin Costner vom Bildschirm verschwindet und einer Landkarte Platz macht, auf der man die Flugroute verfolgen kann. Ich erkenne darauf noch ein Stückchen von der Küste des US-Bundesstaates Maine, dann kommt die Grenze zu Kanada.

Im Westen liegen die mir bekannten Städte Ottawa und Montreal – aber das kleine Flugzeug auf der Karte nimmt Kurs auf eine Halbinsel, die in den Atlantik hinausragt. Als ich den Namen der Stadt Halifax entdeckte, begreife ich, dass wir genau dort zwischenlanden werden: auf dieser Halbinsel, die anscheinend eine kanadische Provinz mit dem merkwürdigen Namen »Nova Scotia« ist. Noch nie gehört. Erneut werfe ich einen Blick aus dem Fenster. Wald, Wald, nichts als Wald, hier und dort unterbrochen von den glitzernden Wasserflächen diverser Seen.

Luise hatte recht: Wir sind im Begriff, irgendwo mitten in der kanadischen Wildnis zu landen.

Kapitel 3

Für einen Ort irgendwo in der Wildnis hat Halifax allerdings einen wirklich schönen Flughafen, das muss ich sagen. Als wir die Halle mit den Pass-Schaltern betreten, betrachte ich beeindruckt die meterhohen Fotos hoch oben an der Wand: Grüner Wald und blaues Meer, ein Segelboot vor moderner Skyline, malerische Holzhäuser in fröhlichen Farben. Unterhalb dieser Bilder werden die Reisenden in großen Lettern mit den Worten »Nova Scotia, Canada – Welcome – Bienvenue« begrüßt. Richtig, Kanada ist ja zweisprachig, erinnere ich mich. Aber ob Nova Scotia nun zu den englischsprachigen oder zu den französischsprachigen Provinzen gehört – keine Ahnung. Ich wusste bis kurz vor unserer Landung auf diesem Fleckchen Erde ja nicht einmal von seiner Existenz. Hoffentlich sprechen sie hier Englisch, mein Schul-Französisch ist wirklich schon sehr eingerostet. Während ich Mama und meinen Schwestern durch die Halle in Richtung der Passkontrolle folge, kann ich nicht aufhören, zu dem Bild mit den bunten Holzhäusern hinaufzustarren, das mich irgendwie besonders in seinen Bann zieht. Wie malerisch, denke ich, bevor mich Luises Stimme in die Realität zurückholt.

»Auch das noch«, stöhnt sie genervt auf, während sie sich in das Ende einer Schlange einreihet, die sich durch die ganze Halle bis zu den Pass-Schaltern windet. Allem Anschein nach ist unser Flugzeug nicht das einzige, das wegen des Vulkans außerplanmäßig in Halifax zwischenlanden musste. Tatsächlich hatten wir vorher schon fast eine Stunde lang in der Maschine irgendwo auf

dem Rollfeld warten müssen, weil nicht gleich klar war, ob wir in Halifax bleiben oder doch noch weiterfliegen würden – mir selbst ist jetzt auch nicht nach noch mehr Warterei zumute. Aber da Luise schon im Flugzeug fast an die Kabinendecke gegangen wäre, als erst nach einer Ewigkeit die frustrierende Durchsage kam, dass man die Weiterreise wegen der Aschewolke über dem Nordatlantik heute doch nicht mehr antreten könnte, versuche ich nun verzweifelt, ein wenig Zuversicht zu verbreiten. Immerhin war diese Reise meine Idee – wobei, nein, eigentlich war sie natürlich Tante Charlies Idee. Aber weil ich darauf bestanden habe, Charlies letzten Wunsch zu erfüllen, fühle ich mich gerade irgendwie mitschuldig an dieser Situation. Obwohl ich natürlich nichts dafür kann, dass in Island ein Vulkan ausgebrochen ist – und unsere tote Großtante ebensowenig.

»Immerhin ist die Schlange nicht so lang wie die am JFK-Flughafen, wisst ihr noch?«, versuche ich, etwas Aufbauendes zu sagen.

»Ja, aber nach New York WOLLTEN wir schließlich einreisen«, murrte Sophie und gähnt mal wieder so ausgiebig, dass ich sogar ihre Mandeln bewundern kann. Sie zwirbelt ihre goldblonden Haare zu einem Dutt und sieht mich aus müden braunen Augen genervt an. Es ist unglaublich, wie ähnlich sie unserem Vater sieht – dieselbe Augenfarbe, dieselbe Haarfarbe. Zumindest, als unser Vater noch Haare hatte. Wahrscheinlich hatte Sophie deshalb schon immer einen Stein bei ihm im Brett: Als Einzige von uns Schwestern musste sie nie zum verhassten Blockflöten-Unterricht gehen und bekam bei einer Fünf in der Mathearbeit keinen Vortrag gehalten. Doch als sie jetzt so übermüdet und mit ihrem runden Fünf-Monats-Bauch vor mir steht, bekomme ich gleich wieder ein schlechtes Gewissen und versuche darum eifrig, weiter die Stimmung zu retten. »Dafür ist es hier viel schöner als am Flughafen in New York. Habt ihr die Fotos da oben gesehen? Ich hätte gar nicht gedacht, dass es hier so tolle

Landschaften gibt.« Betont begeistert zeige ich auf die Bilder über uns an der Wand.

»Das stimmt«, pflichtet Mama mir mit einem etwas gezwungenen Lächeln bei.

»Ja, wer hätte gedacht, dass es in Kanada tolle Landschaft gibt, was?«, faucht Luise und rollt mit den Augen, wie sie es schon als Teenager getan hat, wenn sie genervt von Mama oder mir war. Was leider recht häufig vorkam. Vor allem unsere Mutter geht ihr schnell auf die Nerven: Wenn sie übermäßig besorgt um uns Kinder ist, wenn sie nicht mit ihrem Smartphone zurechtkommt oder wenn sie, wie jetzt, wieder nervös an ihrer Halskette herumnestelt. Luise findet immer einen Grund, um Mama mit oft erschreckend scharfen Worten zurechtzuweisen, ganz so, als sei sie die Ältere und unsere Mutter ein dummes kleines Kind.

Doch so viele Spannungen es zwischen ihnen auch geben mag und so verschieden Luise und Mama vom Charakter her sind – äußerlich sehen sie sich unglaublich ähnlich. Zumindest, wenn man Bilder von Mama in früheren Jahren sieht, als ihr Haar noch nicht grau war, sondern glänzend dunkelbraun, wie das meiner Schwester. Die blauen Augen hat Mama natürlich immer noch, und den Farbton hat sie ihrer Ältesten ebenfalls vererbt. Als Kind sah Luise aus wie ein echtes Püppchen und wurde immer von allen in die rosigen Wangen gekniffen. Wohl um ihre Position als taffe Geschäftsfrau zu untermauern, hat meine Schwester ihr volles Haar schon vor Jahren sehr kurz schneiden lassen – was ihr aber ziemlich gut steht.

Mir nimmt es Luise wahrscheinlich immer noch übel, dass ich ihr den Platz als verhätscheltes Einzelkind streitig gemacht habe, als sie drei Jahre alt war und ich die Frechheit besaß, geboren zu werden. Als dann Sophie drei Jahre nach mir auf die Welt kam, war die Situation eine ganz andere: Sophie wurde zwei Monate zu früh geboren und musste viele Wochen in einem Brutkasten verbringen. Unsere ganze Familie bangte um das Nesthäkchen,

und als Sophie endlich nach Hause durfte, feierten alle – sogar Luise. Gegenüber ihrer jüngsten Schwester zeigte sie nicht diese tief sitzende Eifersucht, die ich stets zu spüren bekam – und auch heute noch manchmal zu spüren bekomme. Verstohlen mustere ich Luise nun, während sie vor mir in der Schlange steht und auf ihr Smartphone starrt. Nicht ohne Neid muss ich zugeben, dass sie in ihrem Hosenanzug – denn Luise trägt sogar im Urlaub Business-Klamotten! – toll aussieht. Die Natur hat es mit meinen Schwestern einfach besser gemeint, die von der athletischen Statur her beide nach Papa kommen. Ich hingegen habe in puncto Körperbau alles von Mama geerbt: den (meiner Meinung nach) zu großen Busen und die eher breiten Hüften, die mich beim Jeanskaufen regelmäßig verzweifeln lassen.

Um nicht weiter darüber nachzudenken, dass ich sogar in New York mal wieder keine passenden neuen Jeans gefunden habe, betrachte ich erneut die Bilder über unseren Köpfen. Nachdenklich schaue ich auf die bunten Holzhäuser, und ohne Vorwarnung bekomme ich dieses aufgeregte Kribbeln im Bauch, das ich nur zu gut kenne: Es erfasst mich immer dann, wenn ich in Schreiblaune gerate, eine neue Inspiration auf der Lauer liegt, eine Idee darauf wartet, in Worte gefasst zu werden. Diese Erregung hat mich zum ersten Mal ergriffen, als ich sieben Jahre alt war und mehr schlecht als recht und in haarsträubender Rechtschreibung Worte zu Papier bringen konnte. Damals begann sie, diese Liebe zu Geschichten, die sich ungefragt in meinem Kopf formten und unbedingt festgehalten werden wollten. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Manchmal ist es ein Lied, das in mir dieses Kribbeln auslöst und manchmal ein bestimmter Geruch oder ein besonders schöner Film, der mich in die Stimmung für eine neue Geschichte versetzt. Und manchmal ist es eine Landschaft, so wie die auf dem riesigen Bild über mir. Die Frage ist nur: Was für eine Geschichte sollte ich in einer Umgebung von bunten kanadischen Holzhäusern spielen lassen? Ich war ja bisher noch nie in Kanada!

Als wir eine halbe Stunde später endlich unsere Pässe mit den Einreisestempeln in Empfang genommen haben, folge ich meiner schlecht gelaunten Familie in Richtung der Gepäckbänder. Mein Blick fällt auf eine große Kanada-Flagge, die von der Decke herabhängt. Ich betrachte das leuchtende Rot des Ahornblatts, und mein Herz klopft plötzlich vor Aufregung schneller. Zwar weiß ich, dass wir hier vermutlich nur einen kurzen Zwischenstopp einlegen und kaum etwas von diesem Land sehen werden, doch trotz allem packt mich mit einem Mal mehr Urlaubsstimmung als bei unserer Ankunft in New York vor drei Tagen.

Kapitel 4

Doch diese Urlaubsstimmung verpufft so schnell, wie sie gekommen ist, als wir eine weitere halbe Stunde später zwar mit unseren Koffern, jedoch ohne weiteren Plan in der völlig überfüllten Ankunftshalle stehen.

»Und was machen wir jetzt?«, fragt Mama hilflos.

»Na, zum Informationsschalter da drüben gehen, was denn sonst?«, blafft Luise gereizt, ohne von ihrem Smartphone aufzusehen. Angesichts der Schlange, die sich vor dem Informationsschalter durch die ganze Ankunftshalle windet, stöhnt Sophie genervt auf und lässt ihren Rollenkoffer stehen. »So, mir reicht's. Mein Baby hat Hunger. Da drüben ist ein ›Subway‹. Bis gleich!«

Und schon verschwindet sie in der Menschenmenge, ohne auch nur auf die Idee zu kommen, uns zu fragen, ob wir auch etwas essen wollen. Mit einem ergebenen Seufzer greift Mama nach Sophies Koffer und zieht ihn weiter, auf das Ende der Schlange zu. Ich folge ihr, wobei mein Blick auf einen Wegweiser mit Toilettensymbolen fällt.

»Luise, passt du bitte kurz auf meinen Koffer auf? Ich muss schnell wohin verschwinden.«

Ich lächle sie an, doch Luise blickt durch mich hindurch und sagt plötzlich: »Hallo Frau Meyerhoff.«

Kurz bin ich irritiert, bis ich merke, dass sie ihr kleines silbernes Bluetooth-Headset auf ihr Ohr gestülpt hat und anscheinend gerade mit ihrer Assistentin spricht. Ich werfe einen Blick auf meine Armbanduhr und frage mich, ob die arme Frau Meyer-

hoff jetzt tatsächlich erreichbar ist – hier mag es halb neun Uhr abends sein, in Deutschland ist es aber halb zwei Uhr nachts. Luise jedenfalls beginnt, ohne Pause loszureden, also besteht die Hoffnung, dass sie nur mit Frau Meyerhoffs Voicemail telefoniert. Vielleicht lässt sie ihre Assistentin aber auch einfach nicht zu Wort kommen. Oder Frau Meyerhoff ist im Halbschlaf an ihr Telefon gegangen und noch zu keiner Reaktion fähig. Mit einem Seufzen wende ich mich Mama zu, die nervös an der Schlange vorbei Richtung Informationsschalter schaut und dabei schon wieder die Halskette um ihre Finger windet.

»Mama, ich gehe kurz auf die Toilette.«

»Mhm«, antwortet meine Mutter, ohne mich anzusehen. Also schiebe ich meinen Koffer neben den von Sophie und marschiere los.

Natürlich muss ich auch auf der Flughafentoilette zunächst Schlange stehen und nach Verlassen der Toilettenkabine sogar auf einen freien Platz an den Waschbecken warten. Dutzende Reisende, alle frustriert über den unfreiwilligen Zwischenstopp in Halifax, machen sich vor den Spiegeln frisch. Resigniert zupfe ich an meiner am Hinterkopf hochgesteckten Frisur herum, die mal wieder im Begriff ist, sich aufzulösen. Egal wie viele Haarnadeln ich verwende, meine Frisur schafft es immer, so auszusehen, als käme ich gerade vom Joggen zurück (wobei ich ehrlich gesagt nie joggen gehe). Als ich die Damentoilette endlich verlasse, muss ich mich kurz orientieren, um nicht in die falsche Richtung zu laufen – es sind so viele Reisende unterwegs, dass man leicht den Überblick verlieren kann. Gerade habe ich den Informationsschalter am Ende der Halle entdeckt und will auf ihn zusteuern, als mir ein vertrauter Duft in die Nase steigt und mich wie angewurzelt stehen bleiben lässt: Ganz eindeutig, es riecht nach Vanille. Mein Herz zieht sich schmerzhaft zusammen, während ich tief einatme. Tante Charlies Lieblingsparfüm hat genauso nach Vanille geduftet, weshalb sie immer von einer gewissen

Weihnachtsbäckerei-Atmosphäre umgeben war. Oh, wie sehr habe ich diesen Duft geliebt, vor allem als Kind! Ich muss dringend herausfinden, wie Charlies Parfüm heißt, damit mir dieser Geruch nicht verloren geht. Vielleicht steht in ihrer Wohnung in Düsseldorf noch eine angebrochene Parfümflasche, die ich als Andenken behalten kann? Wenn wir von unserem Kurzurlaub zurück sind, wollen Mama und ich sowieso die Dinge in Charlies Wohnung durchsehen. Außer uns gibt es niemanden, der das machen könnte: Charlies Schwester, also meine Oma, ist ja schon tot, genau wie Rudolf, Charlies Mann. Kinder hatten sie nie, sehr zum Kummer meiner Großtante. Sie wäre eine tolle Mutter gewesen, denke ich wie schon so oft, und schließe kurz die Augen, während der Vanille-Duft schwächer wird. Für einen kurzen Moment sehe ich ihr vertrautes Gesicht vor mir, und glaube sogar, ihr unbekümmertes Lachen zu hören. Dann werde ich von einem Koffer gerammt und bin mit einem Schlag zurück im Hier und Jetzt.

»Oh, excuse me!«, sagt die Frau, die ihr Gepäckstück in mich hineingefahren hat, bevor sie weiterritt.

»No problem«, murmele ich und frage mich, wer oder was in meiner Nähe wohl nach Vanille geduftet hat, als etwas in der Menschenmenge meine Aufmerksamkeit erregt. Verblüfft starre ich zwischen einigen Reisenden hindurch, auf die mintgrüne Bluse mit dem pinkfarbenen Muster. Das gibt es doch nicht! Dieses Muster – das sind doch Kolibris, oder? Ich kneife die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Also, zumindest sind das Vögel, ich erkenne ganz eindeutig Flügel. Noch nie habe ich jemanden außer meiner Großtante mit einer vergleichbar fröhlich-grell gemusterten Bluse herumlaufen sehen! Und – nein, das ist völlig unmöglich. Ich recke meinen Kopf, um ganz sicher zu sein. Als ein fülliger Herr ein paar Schritte zur Seite macht, erkenne ich es deutlich: Die Frau mit der mintgrünen Bluse trägt wirklich einen Cowboyhut auf dem Kopf. Vor Aufregung

bekomme ich feuchte Handflächen. Plötzlich bin ich mir ganz sicher: Das kann nur Tante Charlie sein!

Im nächsten Augenblick hetze ich bereits durch die Ankunftshalle und versuche, den Cowboyhut nicht aus den Augen zu verlieren. Wegen der vielen Reisenden mit ihren Unmengen an Gepäckstücken muss ich mich in einem umständlichen Slalom voranbewegen, und als der Cowboyhut an einer Starbucks-Filiale um die Ecke biegt und aus meinem Blickfeld verschwindet, stöhne ich frustriert auf und falle beinahe über einen Rollkoffer. Endlich erreiche ich den Coffeeshop, stürme atemlos um die Ecke – und laufe frontal in jemanden hinein.

»Uff«, macht der Mann, den ich gerammt habe und reibt sich mit einem leisen Ächzen über den Brustkorb. Ich habe mir zwar auch wehgetan, bin aber so damit beschäftigt, nach dem Cowboyhut Ausschau zu halten, dass ich keinen weiteren Gedanken an diesen Mann verschwende. Wo ist die Frau mit der auffälligen Bluse denn bloß? Sie kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!

»Hey, Lady, wie wäre es mit einer Entschuldigung?«, höre ich auf einmal eine grollende Stimme auf Englisch sagen und zucke erschrocken zusammen. Der Fremde ist stehen geblieben, und mir wird bewusst, dass er natürlich recht hat. Ich werfe einen letzten schnellen Blick in die Richtung, in die meine Großtante (meine TOTE Großtante, an deren Grab ich vor ein paar Tagen noch geheult habe, um Himmels Willen!) verschwunden sein muss, und zwingt mich dann dazu, endlich den Mann neben mir anzusehen.

Eine tief ins Gesicht gezogene Baseballmütze mit ausgefranstem Schirm und ein pechschwarzer Dreitagebart verleihen dem Fremden ein schroffes Äußeres, das irgendwie zu seinen wütenden Worten passt, schießt es mir durch den Kopf, und bei dem Gedanken rücke ich schüchtern von ihm ab. Mir liegt die Entschuldigung schon auf der Zunge, als ich in die Augen des Mannes sehe und auf einmal vergesse, wie man spricht.

Oh. Mein. Gott. Das Getümmel in der Ankunftshalle ist plötzlich weit weg, und alle Geräusche sind mit einem Schlag merkwürdig gedämpft. Als wäre die Zeit stehen geblieben. Ich öffne meinen Mund und schließe ihn wieder, ohne dass ein Ton herauskommt. Stumm starre ich den Mann vor mir an. Er hat die Augen eines Huskys, schießt es mir durch den Kopf: schmal und von einem intensiven Hellblau, das mich umhaut. Ich weiß nicht warum, aber ich kann nicht aufhören, in diese Augen zu starren und bin nicht mehr in der Lage, irgendetwas Sinnvolles zu sagen oder zu tun. Nur denken geht noch.

Vor ihr stand der faszinierendste Mann, den Charlotte Seliger je zu Gesicht bekommen hatte. So schroff er auch wirkte, der Blick seiner strahlend blauen Augen drang ihr durch Mark und Bein. War dieser mysteriöse Fremde, dem sie gerade in die Arme gelaufen war, womöglich gefährlich oder vielmehr ...

»Hey, Lotte! Da bist du ja.« Erschrocken zucke ich zusammen und fühle mich seltsam ertappt, als ich mich zu Sophie umdrehe, deren Stimme mich mit einem Schlag wieder in die Realität zurückgeholt hat. Ja, ich verliere mich gern ohne Vorwarnung in neuen Romanideen – vor allem in den unpassendsten Augenblicken. »Wir haben überall nach dir gesucht!«

»Ich hatte Mama und Luise doch gesagt, dass ich auf die Toilette gehe«, verteidige ich mich hastig. Die Anwesenheit dieses Fremden, der mich und nun auch Sophie schweigend mustert, macht mich unfassbar nervös. Warum steht der überhaupt immer noch hier? Du meine Güte, ernsthaft wehgetan habe ich ihm doch wohl kaum, oder? Immerhin ist er einen guten Kopf größer als ich und ziemlich breitschultrig. Er wirkt beim besten Willen nicht wie jemand, der sich leicht über den Haufen rennen lässt. Aber bitte, wenn er das hören will: »Entschuldigung, dass ich in Sie hineingerannt bin«, sage ich steif auf Englisch und fühle mich eigenartig befangen, als ich erneut in die blauen Husky-Augen sehe.

Der Fremde nickt und brummt etwas, was wohl als »Okay« verstanden werden könnte.

»Wieso bist du denn gerannt?«, fragt Sophie amüsiert und beißt von einem Sandwich ab.

»Ähm«, sage ich und trete unruhig von einem Fuß auf den anderen. Soll ich ihr wirklich erzählen, dass ich geglaubt habe, Tante Charlie zu sehen? Verstohlen blicke ich mich um, doch der Cowboyhut ist nicht wieder aufgetaucht. Nein, ich kann das meiner Schwester nicht anvertrauen, sie würde mich für verrückt halten. Inzwischen glaube ich selbst, dass diese fremde Frau einfach eine Bluse in ähnlichen Farben getragen hat, mit einem Muster, das aus der Entfernung an Kolibris erinnert hat. Und Charlie war ganz sicher nicht die einzige ältere Dame auf dieser Welt, die gern mit einem Cowboyhut aus Stroh herumlieft! Gut, ich kenne außer ihr keine alte Dame, die das tut, aber immerhin sind wir hier auf einem ganz anderen Kontinent. Hier scheinen die Männer ja auch gern Baseballmützen zu tragen, wie zum Beispiel der Mann mit den Husky-Augen neben uns.

»Ach, eigentlich bin ich nur zügig gegangen«, sage ich zu Sophie und drehe dem Fremden den Rücken zu. »Komm jetzt.« Ich habe es plötzlich sehr eilig, von diesem Typen fortzukommen, der sich inzwischen an eine Säule gelehnt hat und ernst auf sein Telefon starrt.

»Ach, *hier* bist du«, höre ich da schon Luises vorwurfsvolle Stimme. Meine Schwester kommt um die Ecke marschiert, Mama im Schlepptau, die sich inzwischen mit drei Koffern gleichzeitig abmüht. »Wolltest du bei Starbucks ein kleines Kaffee-Päuschen einlegen, oder was?«

»Quatsch«, brumme ich. »Habt ihr inzwischen herausgefunden, wie es weitergeht?«

»Das wäre schön«, antwortet Luise gereizt und studiert das Display ihres Smartphones. »Dieser blöde Vulkan scheint so viel Asche in die Luft gespuckt zu haben, dass die nördliche Transat-

lantik-Route allerfrühestens in vierundzwanzig Stunden wieder freigegeben werden kann, also morgen Abend. Leider sind das Flughafenhotel und die Hotels in Halifax komplett ausgebucht, weil wir das x-te Flugzeug sind, das in den letzten zwei Stunden außerplanmäßig zwischenlanden musste. Außerdem findet in der Stadt irgendein Festival statt, weswegen eh schon alle Hotels gut belegt waren.«

»Was?«, frage ich erschrocken. »Es gibt wirklich gar keine Hotelzimmer mehr?«

Unglücklich schüttelt Mama den Kopf. »Die Airline hat uns angeboten, dass wir nach New York zurückfliegen können, aber der nächste Flug geht erst morgen früh.« Sie seufzt tief.

Entgeistert starre ich die beiden an. Nach New York zurück will ich auf gar keinen Fall. So sehr mich die Stadt auch begeistert hat – sie mit meiner Familie zu erkunden, war, wie schon erwähnt, höchst anstrengend. Deshalb bin ich wirklich nicht wild darauf, mit meiner Familie in den Big Apple zurückzukehren. Allerdings bin ich genauso wenig wild darauf, mit ihr irgendwo in Kanada zu stranden. Im Grunde genommen will ich nur nach Hause, zu Lennart. Ich könnte heulen, wirklich.

»Es müsste doch außerhalb von Halifax irgendwelche Hotels geben, wo noch Zimmer frei sind, oder?«, frage ich matt.

»Ja, natürlich gibt es die«, schnappt Luise genervt, als sei ich der dümmste Mensch auf diesem Planeten. »Irgendwo in der Pampa sind noch Zimmer frei, ja. Aber laut dieser unfähigen Mitarbeiterin am Info-Schalter dürfte es noch ein paar Stunden dauern, bis die Fluggesellschaften genügend Reisebusse organisiert haben, um alle Passagiere auf die unterschiedlichen Orte am Arsch der Welt zu verteilen. Im Moment sind alle Busse mit den Reisenden, die noch Hotelzimmer ergattern konnten, unterwegs in die Innenstadt von Halifax – das ist übrigens die Hauptstadt von Nova Scotia. Und, falls es jemanden interessiert, Nova Scotia ist die zweitkleinste Provinz Kanadas. Dieser komische Name

kommt aus dem Lateinischen und bedeutet ›Neuschottland‹. Nur, falls ihr genauer wissen wollt, wo ihr hier gestrandet seid.«

»Wow«, sage ich beeindruckt. Meine ältere Schwester scheint die Wartezeit vor dem Infoschalter nicht nur für Telefonate, sondern auch für eine Mini-Weiterbildung mittels Wikipedia genutzt zu haben.

»Am liebsten würde ich diesen unsäglichen Vulkan verklagen!«, zischt Luise jetzt aufgebracht und erinnert mich wieder an unser eigentliches Problem. »Oder die isländische Regierung!«

Im ersten Moment glaube ich, dass meine Schwester tatsächlich einen Scherz gemacht hat, doch sie sieht dermaßen wütend aus, dass ich mich frage, ob sie das ernsthaft probieren würde. Zuzutrauen wäre es ihr. Erschöpft reibe ich mir die Schläfen.

»Mit wem redet Sophie da eigentlich?«, fragt Mama plötzlich. Jetzt erst wird mir bewusst, dass meine kleine Schwester bei diesem Typen von vornhin steht. Der Fremde scheint gerade telefoniert zu haben. Er lässt sein Handy sinken, und ich kann seine dunkle Stimme hören, als er etwas zu Sophie sagt – wobei ich nicht verstehe, was er sagt.

»Hey Leute, hört mal zu«, meldet sich Sophie plötzlich zu Wort und kommt ein paar Schritte auf uns zu, den Fremden im Schlepptau. Als mich wieder sein Blick aus diesen hellblauen Augen trifft, werde ich ganz zappelig. Man kann wirklich nicht behaupten, dass er mich freundlich ansieht, vielmehr wirkt er, als täte ihm meine Anwesenheit immer noch körperlich weh. Dann soll er doch endlich das Weite suchen, verdammt! Außerdem habe ich mich entschuldigt. Zu meinem Ärger spüre ich auch noch heiße Röte über meinen Hals heraufkriechen und weiß, dass ich jetzt diese unmöglichen hektischen Flecken auf meiner Haut bekomme, die die gleiche Farbe wie meine Haare haben. Wirklich, erst bilde ich mir ein, Tante Charlie durch den Flughafen spazieren zu sehen, und dann benehme ich mich in der Gegenwart dieses Menschen wie ein aufgeschrecktes Kaninchen.